

# Morgen Bornholm



4 Uhr früh. Der Wecker klingelt. 4 Uhr? Es sind Ferien! Ja, aber wir haben eine lange Tagesetappe vor uns. Wir wollen nach Bornholm. Die erste richtige Seereise, die wir mit unserer *Rith* machen.

„Wir“ das sind Peter, Annette und unser 11-jähriger Sohn Leander, die vor einer Woche in Berlin gestartet sind und nun im Yachthafen „Swinemünde Nord“ liegen. „Unsere *Rith*“ ist eine 42 Jahre alte und 9,80 m lange Segelyacht aus Stahl. Ein topgetakelter Langkieler mit einer Verdrängung von annähernd 6,5 t. Als wir das Schiff vor vier Jahren kauften, war es komplett in seine Einzelteile zerlegt. Seitdem bauen wir es wieder auf. Mit jedem Jahr Bauzeit ist es vollständiger geworden und mit jedem Jahr haben wir uns mit ihm ein Stück weiter hinaus gewagt

– zuerst auf die Berliner Gewässer, dann aufs Oderhaff, im letzten Jahr nach Rügen und nun also über die Ostsee nach Bornholm. Wir werden so weit segeln, bis wir kein Land mehr sehen können. Aufgeregt klettern wir aus unseren Kojen.

Eine halbe Stunde später steuern wir *Rith* vorsichtig zwischen all den anderen Booten hindurch in Richtung Hafenausfahrt. Als wir gestern Abend schlafen gingen, war der Yachthafen voll. Jetzt platzt er aus allen Nähten. Wo immer es eine Möglichkeit gibt, eine Leine festzumachen, liegt ein Boot. Meist Segelyachten von 8m Länge an aufwärts. Verbotsschilder helfen da wenig. Hochsaison eben.

Während hier noch alles diesen kühlen und diesigen Morgen verschläft, herrscht im Handels- und Fährhafen schon reger Betrieb. Ich halte den Atem an, als sich eine Fähre von den Ausmaßen einer Häuserzeile in der Berliner Innenstadt nur wenige Meter entfernt an uns vorüber schiebt. Der Ausguck an der Brücke winkt freundlich zu uns herab. Sie haben uns gesehen. Trotzdem fühlen wir uns sehr klein und zerbrechlich und atmen auf, als der Kasten uns unbeschadet hinter sich lässt. Gleich hinter der schützenden Mole der Hafenausfahrt, erwarten uns eine frische Brise und Wellen von 1,5 bis 2 Metern.

Peter klinkt den Karabiner seines Lifebelts, in das Strecktau ein, steigt er aus dem Cockpit und hangelt sich nach vorne zum Mast. Unvorhersehbar, wie ein Pferd beim Rodeo, bewegt sich *Rith* in der kabbeligen See. Ich habe alle Hände voll zu tun, das Schiff mit dem Bug im Wind zu halten, damit Peter die Segel hochziehen kann. Auf modernen Fahrtenyachten kann das Segel-Hochziehen aus dem Cockpit heraus erledigt werden. Aber *Rith* ist ein Klassiker, da ist noch die Arbeit am Mast gefragt.

Segel dicht holen, Kurs 10°, hoch am Wind. Der bläst mit 15 Knoten und heftigen Böen aus Nord-West. *Rith* nimmt Fahrt auf. Das Steuern bei solchen Wellen ist uns noch ungewohnt und so wird das Dahinrauschen immer mal wieder unterbrochen, wenn sich eine Welle jäh am Bug bricht und uns aufstoppt. Immer wenn ich das Gefühl habe, den Rhythmus gefunden zu haben, auf den ich mich einschwingen kann, kommt so ein „Aufstopper“ oder ein Wellental, in das *Rith*, den Bug

voran, hineinfällt, dass der ganze Rumpf erzittert. Und wir haben noch nicht gefrühstückt. Außerdem wird Leander, dem wir das allzu frühe Aufstehen ersparen wollten, gerade wach, ganz durch-einander von dem Geschlingere, in dem er sich wiederfindet. Er muss schleunigst an die frische Luft. Nachdem ich ihm beim Anziehen von Segelhose, Jacke und Stiefeln geholfen habe und er ins Cockpit geklettert ist, versuche ich ein paar Brote zu schmieren. Vier Hände wären jetzt schön, oder besser fünf, um mich und die diversen Dinge festhalten zu können, die ich dafür brauche. Die Antirutschmatten, die ich überall ausgelegt habe, erfüllen ihren Zweck nur bis zu einem Nei-gungswinkel, den wir gerade regelmäßig überschreiten. Ich keile mich also so gut es geht zwischen Kartentisch und Pantry ein, hindere mit dem linken Ellenbogen das Honigglas daran, von der Ar-beitsplatte zu kullern, halte mit dem Bauch das Brotmesser auf, das über die Kante will und drücke den rechten Unterarm auf das Butterpäckchen, während ich mit beiden Händen gleichzeitig Brot, Brettchen und Messer festhalte und Butter und Honig verstreiche. Um Tee einzugießen, passe ich die kleine Pause ab, die sich immer nach drei Wellen einstellt, dann mit Schwung einen Schwall in die Tasse, die in der Spüle steht. Bin ich froh, dass wir den Tee noch im Hafen gekocht und in die Thermoskannen gefüllt haben.

Schließlich sitzen wir satt und warm in unser Ölzeug verpackt im Cockpit. Richtig gut ist mir nur, wenn ich am Ruder sitze und steuere. Leander fühlt sich im Liegen am wohlsten, nur Peter schei-nen die unvermittelten Bewegungen nichts auszumachen - solange er nicht unter Deck geht. Auf dem Jahrmarkt haben sie komplizierte technische Geräte, die einen gründlich und in alle Rich-tungen durchschütteln. So fühlt sich das hier auch an, mit dem Unterschied, dass das ganze nicht nach ein paar Minuten anhält, damit ich aussteigen kann. Vor uns liegen 74 Seemeilen, das bedeu-tet, wenn es gut läuft, eine Fahrzeit von ungefähr 15 Stunden. So gut läuft es allerdings nicht. Zwar zeigt die Logge die ganze Zeit mindestens 5 Knoten Fahrt an, in Böen sogar bis zu 7 Knoten, aber unsere Positionen, die wir jede Stunde in die Seekarte eintragen, liegen frustrierend nah beieinan-der. Im Schnecken-tempo ziehen wir an Usedom vorbei. Dicke schwarze Regenwolken hängen tief über der Insel. Hier draußen ist es, abgesehen von ein paar kurzen Schauern, wenigstens trocken. Steuern, regelmäßig die Position in die Seekarte eintragen, mal ein Reff ins Großsegel binden, sonst gibt es nicht viel zu tun.

Es ist 11 Uhr. Seit sechs Stunden arbeitet sich *Rith* Welle für Welle in Richtung Bornholm voran. Der Wind, der den Vorhersagen nach von West auf Nordwest hätte drehen sollen, kommt inzwi-schen direkt aus Nord, also von da, wo wir hinwollen. So richtig viel Strecke haben wir noch nicht gemacht. Wenn wir jetzt den ganzen restlichen Weg auch noch aufkreuzen müssen, kommen wir vielleicht erst morgen an.

Ich bin inzwischen so müde, dass ich sofort einschlafe, wenn ich mich kurz auf die Bank im Salon setze.

Wir beschließen abzudrehen und nach Sassnitz zu fahren. Die richtige Entscheidung, wie sich bald herausstellt, denn ab Mittag lässt der Wind immer mehr nach. Dafür kommt mehr und mehr die Sonne durch. Ein paar Stunden später haben sich auch die Wellen beruhigt. Der Wind ist so schwach geworden, dass wir auf den letzten Meilen den Motor anwerfen, weil wir mit den Segeln allein kaum noch vorwärts kommen. Um 18 Uhr machen wir in Sassnitz fest. Etwas enttäuscht sind wir schon, dass aus der Fahrt nach Bornholm nichts geworden ist. Andererseits macht das aber auch den Reiz des Reisens unter Segeln aus, dass wir nicht immer wissen, wo wir morgen sein werden. Dass wir zwar Pläne machen können, am Ende aber Wind und See bestimmen, was daraus wird. Und manchmal ist es das Unvorhergesehene, das nachher zu den schönsten Erinnerungen gehört. Jetzt sind wir also hier, lassen uns ein üppiges Abendessen schmecken und genießen das grandiose Feuerwerk, das bei Einbruch der Dunkelheit über dem Hafen abgebrannt wird.

Der nächste Morgen ist neblig und windstill. Ob mit oder ohne Wind, wir fahren heute nach Bornholm. Die See ist spiegelglatt. Ohne das Tuckern unseres Motors wäre es auch ganz still. Langsam schält sich ein blauer Tag aus dem Dunst. Mit der Sonne kommt eine Brise, die für einige Stunden zum Segeln reicht.

Es ist ganz heiter und friedlich. Wir lesen, spielen, essen, dösen. Es dauert lange bis Rügen hinter uns vollständig unter den Horizont rutscht. Zum ersten Mal sind wir so weit gefahren, dass wir rundherum kein Land mehr sehen.

Mit seinem Verschwinden hört das Land auf, Bezugspunkt zu sein. Ich empfinde mich nicht als „hier draußen“ oder weit weg von ihm. Es ist das Land das draußen ist und wir sind hier. Zusammen mit den Fischkuttern, Seglern, Fähren, die dieses blaue Rund mit uns teilen wie einen Raum, den der Horizont begrenzt.

Irgendwann taucht vor uns etwas auf, eine kleine Unterscheidung vom ebenmäßigen Rand der Wasserfläche, ein Streifen, der bald knapp über dem Wasser zu schweben scheint: Land in Sicht! Wir werden ganz andächtig. Irgendwann liegt dann Bornholm in seiner ganzen Breite vor uns, von einer Spitze zur anderen, wirklich eine Insel. Und wir kommen hier angesegelt in unserem kleinen Boot.

Bis wir in Rønne in dem kleinen Hafen an der Durchgangsstraße liegen, ist es 8 Uhr abends. Die Sonne steht noch hoch am Himmel, aber die Gassen mit den bunten Häusern sind so still, als lägen alle Bewohner schon in ihren Betten. Das verleiht unserer Ankunft etwas Heimliches. Für die Menschen hier ist das Kommen und Gehen der Boote alltäglich. Für den Stegnachbarn, einen alten Seglerhasen, ist Bornholm ein Zwischenstopp: Gestern gekommen, heute mit einem Tagesticket für den Bus die ganze Insel abgeklappert, morgen geht es weiter. Für uns war das die erste richtige Überfahrt. Wir wollen eine Weile bleiben, um sie zu erkunden unsere „erste Insel“.



## Hasle

Nach einem Hafentag in Rønne sind wir bei Wind um 24 Knoten aus Ost unterwegs nach Hasle. Kaum Wellen hier an der Westseite der Insel. Da möchte Leander auch mal ausprobieren, wie es sich steuert, wenn *Rith* mit 6-7 Knoten Fahrt dahinrauscht. Nach anderthalb Stunden ist das Vergnügen vorbei. Wir bergen die Segel und fahren in den Hafen, der ziemlich groß ist, aber trotz der frühen Stunde schon ziemlich voll zu sein scheint. In der freien Box im ersten Becken, bleiben wir stecken. Das zweite Hafenbecken ist voll, an der Mole macht ein Bagger einen Höllenlärm. Aber an der Kaikante sind noch Plätze frei. Die Schiffe liegen mit dem Bug zur Mauer, es sind allerdings weder Dalben noch Mooringbojen zu sehen. Liegen die alle vor Heckanker? Na gut, wir haben auch einen zweiten Anker dabei. Den bereiten wir vor und fahren rüber. Ein Mann von einem dänischen Boot fischt eine schwarze



Leine aus dem Wasser und winkt damit. Was meint er? Ist der Platz reserviert? Erstmal die Fender raus und eine Leine an seine Frau auf dem Boot geben, damit wir nicht vertreiben und dann noch mal langsam: Das Schwarze ist eine Mooringleine, die am Grund befestigt ist und die wir aus dem Wasser ziehen und auf unserer Heckklampe belegen können.

Ach so.

Das Wetter wird immer ungemütlicher. Peter und Leander verkriechen sich mit ihren Büchern in die Kojen. Ich will nicht hier herumsitzen und gehe ins Kunstgewerbemuseum in Groenbechsgard, einem großen, mehrere Hundert Jahre alten Kaufmannshof. Das Museum wird ehrenamtlich betrieben und gibt den vielen Kunsthandwerkern auf Bornholm die Gelegenheit, ihre Arbeiten zu zeigen. Wunderschöne Glasarbeiten sind zu sehen, elegantes Strick- und Textildesign, fantasievolle Gestaltungen aus Recycling-Material und viel Keramik.

Begeistert bin ich von „Silver Cloud“, einer von innen beleuchteten „Wolke“ aus Stahlputzschwämmen, und von der Kugelbahn. Sie besteht aus einem nicht sehr großen, aufklappbaren Kasten aus Holz, der einen Mittelteil und zwei Seitenflügel hat. An der Rückwand des Mittelteils transportiert ein kleiner Paternoster die Kugeln nach oben, von wo aus sie auf immer anderen und oft überraschenden Wegen abwärts rollen. Es gibt sogar ein kleines Trampolin, auf das von Zeit zu Zeit eine Kugel auftrifft, hochspringt und präzise in einer Auffangschale landet, in die sie gerade so hineinpasst. Stundenlang könnte ich hier stehen und zusehen, aber leider schließt das Museum gleich. Am Ausgang unterhalte ich mich ein bisschen mit zwei Frauen, die zum Trägerverein des Museums gehören. Sie erzählen mir, dass es später eine besondere Führung mit Empfang geben wird und das Museum daher heute länger geöffnet hat. Wie schön, dann kann ich zum Hafen gehen und Peter und Leander holen. Ich hatte schon ihre enttäuschten Gesichter vor mir gesehen, wenn ich ihnen von der Kugelbahn berichten würde. Ich bekomme eine Notiz auf meine Eintrittskarte, damit ich nicht noch einmal bezahlen muss, wenn ich wiederkomme.

Als wir uns eine Stunde später zu dritt einstellen, haben uns die Museumsfrauen eine persönliche, Englisch sprechende Begleiterin für die Führung organisiert. Die ehemalige Kopenhagenerin ist nach Beendigung ihres Arbeitslebens auf die Insel gezogen, um in der Nähe ihrer Tochter zu sein. Seit ein paar Jahren arbeitet sie im Museumsverein mit. Sie erklärt uns nicht nur die Exponate, sondern erzählt auch vom Leben auf Bornholm und gibt uns Tipps für unsere Erkundung der Insel.

## Geheimnisvolle Klüfte

Bornholm hat zwei Gesichter. Aus dem Busfenster sehen wir ausgedehnte Felder, große, modern wirkende Bauernhöfe und dichte Wälder, durchzogen von gut instand gehaltenen Straßen. Städte und Dörfer sind aufgeräumt und glänzen fröhlich bunt im Licht des nördlichen Sommerhimmels. Bornholm ist fahrradfreundlich und hat sich zur Fairtrade-Insel erklärt. An den Straßen stehen Tische oder Ständer mit Obst, Gemüse, Marmelade und Honig, aufgestellt von Gemüsebauern oder Gartenbesitzern. Selbstbedienung, das Geld bitte in die bereitgestellte Kasse stecken. Man vertraut einander, ist freundlich und hilfsbereit und schreit seine Kinder nicht an.

Um das zweite Gesicht Bornholms zu sehen, muss



man aus dem Bus aussteigen und zu Fuß gehen. Nur so gelangt man beispielsweise in die Klüfte von Jons Kapel. Eine Holztreppe führt in die 40m tiefe Felsspalte, ein so genanntes tektonisches Tal, hinunter zum Ufer der Ostsee. Eine Aussparung im Fels stellt die Kanzel dar, von der aus der Mönch Jon zu den Heiden am Strand gepredigt haben soll. Warum die Heiden sich ausgerechnet an diesem Strand, der von findlingsgroßen Kieselsteinen bedeckt ist und nur durch mühsame Kletterei über riesige, ineinander verkeilte Granitbrocken zu erreichen ist, versammelt haben sollen, um bekehrt zu werden, ist mir schleierhaft. An einem Tag wie heute, regnerisch und windig, an dem die See gegen die Felswände donnert und der Gischt bis in die Einsiedlerhöhle oberhalb des „Strandes“ fliegt, stellt dieser Ort allerdings eine eindrucksvolle Kulisse für die Bekehrung von der Wildheit zur Zivilisation dar.

Abenteuerlich, wild und geheimnisvoll wird es überall da, wo die Oberfläche Risse hat, wo Tektonik, Wetter und Wasser Spalten in den Granitblock Bornholm getrieben haben.

Am Eingang zum Blaskinsdalen laufen wir fast vorbei auf unsrer Wanderung von Hasle aus an der Küste entlang. Auf dem kleinen Steg, der über einen Bach in einer Senke führt, bleibt Leander stehen, um zu lauschen. Bis eben piff uns der Wind um die Ohren, aber hier unten ist es, abgesehen vom Plätschern des Wassers und ein paar Vogelstimmen, ganz still. Jetzt entdecken wir auch den schmalen Pfad, der in das kleine Tal abzweigt. Ganz eingesponnen in das üppige Grün der Farne und Ranken, die über Felswände wuchern, überdacht von den Kronen uralter Bäume, die den grauen Himmel gänzlich verbergen. Eine Zauberwelt. Der Bach ist nicht zu sehen unter den Steinen und Pflanzen am Grund des Tales, aber hören können wir ihn. Sein Glucksen begleitet uns wie ein leises Gelächter, während wir das Tal durchwandern. Wenn es Elfen und Trolle gibt, dann hier. Ich jedenfalls würde hier wohnen wollen, wenn ich eine Elfe oder ein Troll wäre.

Am Ende führt uns der Pfad wieder an Bornholms Oberfläche. Ein paar Schritte durch den Wald und wir stehen zwischen Feldern. Mitteleuropäisches Agrarland. Ein Kontrast, so ernüchternd, dass wir uns umdrehen und noch einmal hinabtauchen in die Wunderwelt des Blaskinsdalen.

Schließlich stehen wir wieder auf dem „Rettungsweg“, der oben am Saum der Steilküste entlang führt, und folgen ihm weiter nach Norden. In den Zeiten vor UKW und GPS waren hier regelmäßig Wächter unterwegs, die besonders im Winter und bei schlechtem Wetter nach gestrandeten Schiffen Ausschau hielten, um im Ernstfall schnell Hilfe holen zu können. Die Schautafeln in der Schutzhütte erzählen von waghalsigen Rettungsaktionen. Die Legende berichtet aber auch von Strandräubern, die von hier oben Lichtzeichen gegeben und die Schiffe damit auf die Felsen gelockt haben sollen, um sie dann auszuraubern zu können.

Bevor es nach Vang hinunter geht, von wo aus wir den Bus zurück nach Hasle nehmen wollen, führt der Weg über eine Brücke des Künstlers Peter Bonnen. In luftiger Höhe überquert sie einen Granitsteinbruch. Der Blick durch den Gitterrostboden in die Tiefe lässt uns die Metallstreben, auf denen wir hier laufen, sehr fragil erscheinen.

Der Tag endet damit, dass wir im Salon um eine Schüssel herum sitzen und unsere Füße in einem Aufguss von Beifuss baden, den Leander zu diesem Zweck gesammelt hat.

## Hammerhavn

Das kleine Sturmtief, das uns drei unruhige Nächte mit Schwell und immer wieder anders klappernden Fallen beschert hat, verzieht sich und hinterlässt blauen Himmel und Sonnenschein. Zeit für den nächsten Katzensprung – nach Hammerhavn. Diesmal bei raumem Wind und Wellen schräg von achtern. Nach einer Weile hat Peter den Bogen raus, wie es sich in diesen kurzen und steilen Wellen am Besten steuert. Allerdings schlägt die Baumfock, vom Großsegel abgedeckt, in jeder Welle mit Getöse hin und her und zerrt an unseren Nerven, bis wir auf die Idee kommen, sie

mittschiffs festzusetzen. Den größten Teil der Strecke von Hasle nach Vang sind wir gestern zu Fuß gegangen. Die Dörfer mit ihren kleinen Häfen, Jons Kapel, die Steilküste und den Steinbruch mit der Brücke jetzt vom Wasser aus an uns vorbeiziehen zu sehen, hat seinen besonderen Reiz. Die Krönung des Panoramas stellt Hammershus dar – eine große Burgruine, die sich über einen kahlen Felsrücken erstreckt.

Noch ein kleines Stück weiter und wir sind da, in Hammerhavn, dem ehemaligen Granitverladehafen für die Steinbrüche rundherum. Es ist noch früh und deshalb nicht schwer, einen Platz an der Mole zu bekommen. Allerdings ist die Anlage noch im Bau. Poller oder sonstige Festmacher gibt es bislang nicht. Wir machen es wie die anderen und suchen uns Metallanker, die aus dem Beton ragen, um die Leinen daran festzumachen. Am Abend, als alle Plätze belegt sind, bewegt man sich auf dem Mauerabsatz, der als Steg dient, wie in einem Spinnennetz, zwischen all den Leinen, die kreuz und quer gespannt sind.

Eine kleine Trittleiter hilft, auf den Weg zu kommen, der oben auf den Mole entlang führt. Toiletten und Duschen sind eher schlicht, aber es gibt einen kleinen Strand, zu dem sich Leander gleich mit dem Schlauchboot aufmacht.

Die Bucht mit ihren sanften Wiesenhängen und Wäldern, die den Hafen umgibt, ist schön. Das Schönste aber ist die Aussicht auf Hammershus beim Abendessen. Die alten Ziegelgemäuer leuchten in der Abendsonne und ich fühle mich in das Schottland des Macbeth aus Shakespeares Drama versetzt.

Der nächste Tag ist ein Sonntag und der gestern noch so ruhige Hafen ist schon am Morgen voller Trubel. Mit Autos oder Bussen kommen die Menschen angereist, um hier zu angeln, zu wandern oder sich in einem der offenen Motorboote, die stündlich ein- und ausfahren, an der Küste entlang schippern zu lassen.

Das Wetter ist nicht gerade strahlend, aber es ist warm. Wir ziehen unsere Wanderschuhe an und machen uns auf den, laut Infobroschüre, schönsten Wanderweg der Insel, rund um die Nordspitze „Hammerknuden“. Sie haben nicht zuviel versprochen. Vor allem der Teil des Weges, der vom Hafen an der Küste entlang nach Norden führt, ist hinreißend in seiner Mischung aus Felsenlandschaft mit Wiesen voller Gebirgsblumen und den Klippen, die bis zum Meer hin abfallen.

Vom Leuchtturm an der Nordspitze aus wird es zivilisierter, hier führt eine Straße durch den Wald nach Sandvik. Von dort schlagen wir einen Bogen zurück zur Westküste, vorbei an den Seen „Hammersö“ und „Opalsö“. Letzterer liegt kurz vor Hammerhavn am Grund eines großen, ehemaligen Steinbruchs. Auf dem Pfad, der an Steinbruchwänden entlang nach unten führt, begegnen uns die ganze Zeit Leute in Badesachen, über die sie eine Art Klettergeschirr gezogen haben. In Abständen ist Kreischen, Johlen und Platschen zu hören. Es kommt von der „längsten Seilbahn der Europas“ – so die Werbung für ein Stahlseil, das vom obersten Punkt des Steinbruchs bis zu seinem Ausgang am Fuß über den See gespannt ist. An diesem



Seil kann man mit dem Klettergeschirr nach unten sausen. Die Fahrt endet im Wasser, das einen bremst und aus dem man von einem Mitarbeiter des Betreibers mit dem Schlauchboot herausgeholt wird. Am Kassenhäuschen wird in mehreren Sprachen versichert, dass das Ganze völlig ungefährlich sei und auch über 80jährige schon ihren Spaß daran gehabt hätten.

Noch mutiger als die Seilbahnfahrer finde ich eine Gruppe halbwüchsiger Jungen, die vom Rand der Abbrüche 10 oder 15 Meter tief in den See springen.



Nach einem kleinen Zwischenstopp auf *Rith*, um einen Hefeteig für das Abendessen anzusetzen, wandern wir in südlicher Richtung, den Berg von Hammershus, meiner „schottischen Burg“ hinauf. „Die größte mittelalterliche Burgruine Nordeuropas“. Das glaube ich sofort. Die Anlage erstreckt sich über den gesamten Bergrücken. Die innere Burg mit dem Hof, um den sich der einigermaßen erhaltene Wohnturm, die Restmauern einer Kapelle, eines Back-, eines Brauhaus und ein paar weiterer Gebäude gruppieren, liegt an der südlichen Spitze, an der der Bergrücken auf einer

Seite zur See und auf der anderen in eine Senke abfällt. Durch die Schießscharten in der hohen, massiven Außenmauer hat man einen guten Überblick über den gesamten Küstenabschnitt und die See. Nach Norden und Osten schließen sich zwei Außenhöfe an, beide ebenfalls durch Mauern geschützt. Ein tiefer Graben sicherte die ganze Burg zur Landseite hin. In den Außenhöfen befanden sich Viehställe und Landwirtschaftsgebäude. Imposant sind die Außenmauern einer mehrstöckigen Vorratscheune, in der die Abgaben, die die Bornholmer Bauern in Form von Getreide und Vieh zu leisten hatten, aufbewahrt wurden.

Hammershus wurde vermutlich Anfang des 13. Jahrhunderts gebaut und gehörte ursprünglich den Bischöfen von Lund an der schwedischen Küste. In der Folge wechselte die Burg mehrmals den Besitzer, wurde im 16. Jahrhundert von der Lübecker Hanse erobert und 1743 aufgegeben. 1822 wurde sie unter Denkmalschutz gestellt. Dass sie heute nur noch als Ruine zu bewundern ist, verdankt sie weniger den kriegerischen Auseinandersetzungen, als vielmehr ihren Nachbarn, die sich hier mit Holz und Steinen für ihre eigenen Bauprojekte versorgten.

Hammershus steht seinen Besuchern heute jederzeit offen. Es gibt kein Kassenhäuschen und keine Absperrungen. Informationstafeln helfen, die Geschichte der Anlage und die Funktion der Gebäude zu verstehen. Da es schon Abend ist, sind wir fast allein hier. Es ist ein sehr malerischer Ort mit einer hinreißenden Aussicht in alle Richtungen. Aber auch die Gewalttätigkeit, die hier geherrscht hat, ist gut vorstellbar, vor allem im Wohnturm, dessen Kellerverliese immer wieder als Staatsgefängnis dienten. Und diese Vorratscheune. Wie viel Schinderei war nötig, bis die 6 oder 7 Stockwerke mit Getreide, Früchten, Gemüse, Vieh und Geflügel gefüllt waren und wie viel blieb den Bauern, nachdem sie das alles herangeschafft hatten, selbst zum Leben? Vor allem aber strahlt der Ort Macht aus. Jedes Schiff, das sich nähert, jeder Reiter, der herankommt. Jede Bewegung ist schon von weitem zu sehen. Hier kann man sich als Herrscher fühlen.

Heute ist die Burg eine beliebte Kulisse für Konzerte und Open-Air-Veranstaltungen.

## Erbsen in der See

„Die Erbseninseln dürft ihr auf keinen Fall verpassen“ hatte Herr Lehmann gesagt, als ich ihn nach seinen Tipps für Bornholm gefragt hatte. Christiansö, Frederiksö, Graesholm und ein paar Felsen

drum herum, wie Erbsen nordöstlich von Bornholm in die See gestreut. 4 Stunden Fahrt von Hammerhavn, bei Wind um die 22 Knoten aus Südwest. Die Sonne scheint und die Temperaturen kann man mit etwas gutem Willen noch als sommerlich durchgehen lassen. Als wir um halb sechs über die steile Welle an der Einfahrt in den Hafen rutschen, sind wir nicht die ersten die hier übernachten wollen. Der Hafen, der im Wesentlichen aus der Enge zwischen den Inseln Christiansö und Frederiksö besteht, ist schon gut gefüllt. Nur die äußerste Mooringtonne ist noch frei. „Wieviel Tiefgang habt ihr?“ ruft uns ein Segler zu. 1,35 m. „Das dürfte ok sein“, meint er. In die Box hineinzukommen ist allerdings nicht so einfach, weil die Welle, mit der wir in den Hafen geschwappt sind, jetzt unsern Langkiel immer wieder abdrängt.

Aussichtslos, die Tonne zu erwischen. An den Fendern des Nachbarn entlang schieben wir uns nach vorne. Das Heck will ein schwedischer Segler von der Kaimauer aus, die den Hafen hier im rechten Winkel abschließt, mithilfe einer Leine in Richtung Tonne ziehen. Das ist freundlich gedacht, allerdings ist er dabei so eifrig, dass *Rith* mit einem misstönenden „Klonk!“ auf den dicken Steinen am Fundament der Kaimauer aufsetzt. Es geht mir durch und durch. Leider ist die Verständigung schwierig und so „klonkt“ es noch ein paar Mal, bis der Helfer eingesehen hat, dass es so nicht geht und loslässt. Jetzt holt er sein Schlauchboot und bringt unsere Heckleine ruderd zur Mooringtonne. Danke schön! Kaum sind wir fest, ist Peter schon im Wasser – eiskalt aber glasklar – gut zu sehen, dass am Ruder ein Stück herausgebrochen ist und an der Flosse am Heck die Farbe fehlt. Lässt sich alles reparieren und kann den Abend auf diesen bezaubernden und etwas skurrilen Inselchen nicht trüben.

Die Geschichte der Erbseninseln ist militärisch. Deshalb sind die beiden Hauptinseln von einer hohen Mauer aus aufgeschichteten Steinquadern umgeben, an der in regelmäßigen Abständen Kanonen auf die See gerichtet sind. An einer engen „Straße“, die vielleicht 200 m lang ist, stehen



sich zwei Kasernengebäude gegenüber und wirken völlig deplatziert auf diesen winzigen Inseln, auf denen alle anderen Gebäude verstreut zwischen den Klippen liegen. Der Untergrund ist felsig, viel Landwirtschaft ist hier nicht möglich, Trinkwasser zu bekommen immer ein Problem. Aber strategisch waren sie interessant, gaben sie doch dem dänischen König die Möglichkeit, von hier aus die Bewegungen der schwedischen Flotte beobachten zu lassen. Vom 17. bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts residierte das Militär. Bis heute unterstehen die Inseln dem Verteidigungsministerium. Noch etwa 100 Menschen leben das ganze Jahr hier. Viele der Häuser und Hütten sind zu

Ferienhäusern geworden.

Auf unserem Inselrundgang kommen wir auch zu dem großen alten Leuchtturm. Hinaufsteigen können wir leider nicht: „Geschlossen weil die Luft zu jagen“ steht geheimnisvoll auf einem Schild. „Closed because of the wind“ lautet die nicht annähernd so poetische Begründung im Englischen.

Unter Volldampf und mit viel Anlauf schaffen wir es am nächsten Morgen gerade so über die Welle in der Einfahrt hinweg aus dem Hafen zu kommen. Es ist der schönste und wärmste Tag der Reise. In Svaneke an der Ostküste Bornholms angekommen, gehen wir baden in einem dafür reservierten Hafenbecken und waschen voller Optimismus zwei Maschinen Wäsche, die wir dann tagelang nicht





trocken bekommen, weil in der folgenden Nacht schon das nächsten Tief da ist, eines von mehreren, immer heftigeren, die uns eine Woche lang hier festhalten werden. Bornholm sei das Capri des Nordens, hatte es geheißen, gutes Wetter quasi garantiert. Unsere Erfahrungen lassen mich zweifeln – bis ich höre, wie das Wetter in diesem Juli sonst überall an der Ostsee gewesen ist. Da haben wir es noch sehr gut getroffen. Außerdem ist auf Bornholm alles bequem per Bus zu erreichen und so wird uns die Zeit nicht lang.

## Sterne auf schwarzem Samt

Zwei Wochen sind wie im Fluge vergangen. Die steinzeitliche Tempelanlage und die Felszeichnungen hätte ich gerne noch gesehen. Den grandiosen Strand von Dueodde bei Sonnenschein statt in strömendem Regen. Und die Rundkirchen? Wie konnten wir kreuz und quer über die Insel fahren, ohne ein einziges dieser Wahrzeichen Bornholms zu Gesicht zu bekommen? Das Bornholm Kunstmuseum an der heiligen Quelle, die Karamellmanufaktur in Gudjem, die Liste dessen, was wir nicht gesehen haben, lässt sich noch eine Weile fortsetzen. Aber drei Viertel unserer Ferien sind um, wir müssen zurück.

Die große Frage, die sich allen stellt, die nach Bornholm segeln ist: Wie komme ich hier wieder weg? Die Antwort: Bei Ostwind. Ostwind ist in diesem Sommer eine Rarität. Abnehmender Südwind ist alles, was wir kriegen können. Eine kleine Atempause zwischen dem Starkwindtief der letzten und dem der kommenden Tage.

Früh um halb acht geht es los. Nach einer Woche in diesem Hafen haben wir schon fast das Gefühl, hier zu wohnen und müssen uns ein wenig losreißen. Aber wir freuen uns auch, wieder zu segeln. Segeln heißt in diesem Fall kreuzen. Einen Schlag von der Küste weg, einen Schlag auf die Küste zu. Alle halbe Stunde eine Wende. Die Stunden vergehen. Leander langweilt sich. Die Südspitze Bornholms mit den weißen Dünen und dem breiten Strand leuchtet in der Sonne. Ab hier geht es mit halbem Wind weiter, einem Wind, der seine morgendliche Frische und Tatkraft längst eingebüßt hat. Das Licht hat schon die melancholische Färbung der blauen Stunde angenommen und Bornholm liegt immer noch groß und deutlich hinter uns. Was machen wir jetzt? Nach Rønne abdrehen und morgen nach Sassnitz motoren, wenn der Wind dann ganz weg sein sollte?

Weitersegeln? Über Nacht? Das können wir nicht, das haben wir noch nie gemacht. Wir haben keinen funktionierenden Laderegler, um die Batterien aufladen zu können, wir müssen durch ein Verkehrstrennungsgebiet, da ist bestimmt ein höllischer Verkehr und was ist mit treibenden Containern, Baustämmen und Fischernetzen? Die Nacht ist voller Gefahren! Aber umkehren? Wir segeln weiter. Der Wind schläft ein, die Wellen bleiben noch ein bisschen. Wir starten den Motor. An Kochen ist bei der Schaukelei nicht zu denken, also gibt es Salat und Brot. Viel essen kann ich sowieso nicht, dazu bin ich viel zu aufgeregt.

Da wir noch gar keine Erfahrung mit Nachtfahrten haben und außerdem per Hand steuern, vereinbaren wir, uns alle zwei Stunden abzuwechseln. Peter ist als erster dran. In seine Wache fällt das Verkehrstrennungsgebiet. „Pass gut auf“ sagt Leander, kuschelt sich in seine Decke und ist, trotz des Motorengedröhns, kurz darauf eingeschlafen. Ich liege auf der Salonbank und mache mir noch einmal alle Sorgen, die mir einfallen.

Ein Lichtstrahl im Gesicht weckt mich aus unruhigem Schlaf. Peter leuchtet mich mit seiner Taschenlampe an, Zeit das Ruder zu übernehmen. Es ist dunkel draußen und ganz ruhig. Die See glatt. Im Kielwasser gluckert es leise. Ein Windhauch, der *Rith* sachte vor sich her schiebt. Um die Batterien zu schonen, bleibt das GPS-Gerät aus, wir steuern nach Kompass, den wir alle paar Minuten mit der Taschenlampe anleuchten. Da wir nur wenig Fahrt machen, geht das sehr gut.

Peter bleibt noch eine Weile mit mir in der Pflicht und erzählt vom gefürchteten Verkehrstrennungsgebiet, in dem er genau 7 Schiffe gesehen hat, alle weit weg und gut auszumachen. Nur dieses

Licht, das da backbord voraus im Wasser blinkt, kann er sich nicht erklären. Das muss der Leuchtturm der Greifswalder Oie sein, dessen Licht nicht vom Wasser, sondern von den Wolken zurückgeworfen wird. Der Horizont liegt viel tiefer, als vermutet.

Dann bin ich allein. Mit dem Wind, dem Wasser und den Sternen. Die Dunkelheit umgibt mich wie Samtvorhänge. Gelegentlich geben sie den Blick auf die Lichter eines Schiffes in der Ferne frei, dann schließen sie sich wieder. Über mir ist es groß und weit. Die Wolken verziehen sich in Richtung Horizont. Darüber erstrahlt der Sternenhimmel. Noch einmal auf den Kompass geschaut, den Kurs korrigiert, dann suche ich mir einen Stern, nach dem ich steuere, wie die Seefahrer in alten Zeiten. Ich bin ganz bezaubert. Alle paar Minuten leuchtet eine Sternschnuppe auf. So viele Wünsche frei. Brauche ich jetzt gar nicht. Hinter mir schaut ein orange-roter Sichelmond hinter einer Wolke hervor und im Nordosten ist schon ein heller Schein am Horizont zu sehen – um 3 Uhr in der Frühe.

Als ich mich diesmal hinlege, bin ich selig.

Zu meiner nächsten Wache steht die Sonne schon hoch am Himmel. Ein strahlender Morgen wie sie rar sind in diesem Sommer. Es wird so ein Familiensegeltag daraus. Leichter Wind, keine Wellen. Wir steuern, spielen, dösen, lesen Geschichten vor, trinken Tee, essen Kekse und träumen. Um 18 Uhr machen wir in der Hornwerft in Wolgast fest. Müde, aber ganz erfüllt von unserer ersten durchsegelten Nacht.

## Regen

Noch genau einen Tag bleibt es schön, dann ist das nächste Tief da. Kaum haben wir in Stettin die Segel abgeschlagen, fängt es an zu regnen und hört drei Tage lang nicht wieder auf. Alle zwei Stunden lösen wir uns am Ruder ab, während wir in Richtung Berlin tuckern. Nach zwei Stunden an der Pinne sind wir durchgefroren und freuen uns auf den vom Motor erwärmten Salon. Nach zwei Stunden im Salon sind wir, trotz Ohrstöpseln, müde vom Motorenlärm und freuen uns auf die Ruhe an der Pinne. Die Kanäle sind randvoll. Keine Boote auf dem Wasser, keine Menschen an den Ufern. Es ist einsam und kalt.

Hinter uns wird die Schleuse Lehnitz wegen Hochwassers für eine Woche geschlossen, aber das erfahren wir erst, als wir schon wieder in Berlin sind.

© Annette Filitz 2011